

**Rasende Mitläufer,
kritische Opportunisten**

**Porträts, Essays, Reportagen,
Glossen**

Das Evangelium der kritischen Opportunisten

Über den Mode-Autor Botho Strauß

In solchen Tönen ist seit der »Blechtrommel« des Günter Grass kein deutscher Schriftsteller mehr von den Kritikern gefeiert worden wie Botho Strauß. Endlich wieder eine »Sprache, die man in der deutschen Literatur lange vermißt hat«; endlich wieder ein literarisches »Ereignis, wie in der deutschen Literatur schon lange keines mehr stattfand«; ein »Ton der Reinheit« wurde vernommen, »der in der gegenwärtigen deutschen Literatur ohne Vergleich ist«; Joachim Kaiser griff in der *Süddeutschen Zeitung* gar dem Urteil der Nachwelt vor mit der Feststellung: »Das Erscheinen dieses Buches ist ein historisches Datum.« Und der Kritiker Peter von Becker ernannte in seinem kürzlich erschienenen Buch »Der überraschte Voyeur« Botho Strauß zum Adepten Adornos, zum Verfasser der »Minima Moralia der achtziger Jahre«.

Das Neue, das Unvergleichliche haben die Literatur-Experten in dem Buch Paare, Passanten ausgemacht, in dem Strauß sich als erzählender Kulturphilosoph versucht. Wie aber staunt man, dann ein Buch zu lesen, das nicht nur neu und unvergleichlich, sondern in der Kultur-Moral der 50er Jahre stehengeblieben ist, als das Fernsehen und die Rockmusik noch des Teufels waren, des Menschen wahre Bestimmung aber darin lag, ein gutes Buch zu lesen und klas-

sische Musik zu hören. Wie der selige Süsterhenn mit der Aktion »Saubere Leinwand« einst, so tritt uns jetzt Botho Strauß als Anwalt der reinen Seele mit Abitur, Allgemeinbildung und Belesenheit entgegen und kämpft den alten Kampf gegen ihre Verunreinigung durch neumodische Belanglosigkeiten. Der Ungeist des Fernsehens, die böse Reklame, die banalen Magazine – die ganze verbotene jugendgefährdende Welt des pfäffischen Bildungskleinbürgertums der Adenauer-Ära breitet Strauß noch einmal aus.

Auch wenn er nicht geradezu vor den Gefahren des Lippenstiftes und des lasterhaften Tanzvergnügens warnt, die das Seelenheil junger Mädchen bedrohen, so ächtet er doch im schwülen Stil durchs Zölibat verhinderter Lustgreise die heutige Sexualität und Freizügigkeit. Die nämlich tut bei Strauß, was sie auch in katholischen Groschenheften immer tut: Sie verletzt das Geheimnis der Liebe, zerstört jene Sphäre, die, so Strauß in sauertöpfischer Ekstase, »die undurchdringlichste und verschlingendste des Menschen ist«. (Doch auch wieder nicht so undurchdringlich, daß Strauß nicht, hinterm phraseologischen Gebetbuch hervorlugend, sehr konkret nach den Maßstäben des sexuellen Gebrauchswertes unterscheiden könnte zwischen »Kind« und »reifem Mädchenkörper«.)

Dieses ranzige Altherren-Gerede von »Männern in den Jahren der Reife«, die backfischhaften Übertreibungen eines geistig neureichen Kulturspießers, dessen »Liebe zur Literatur« sich nicht einfach von selbst versteht, sondern sich »gleich dem Universum« ausdehnt, die kleinmütigen Oberschüler-Ressentiments gegen »fette Autopfleger sonntags am Straßenrand«, die ständige Angeberei mit der eigenen Bildung, die wahllos noch das Geräusch des TV-Zeilentransformators in das »trizein« des Homer verwandelt – all diese dumpfen Attitüden, mit denen Strauß um

Aufnahme in den Kreis der geistigen Elite bettelt: Das kann es ja wohl nicht sein, was die Strauß-Enthusiasten so betört; denn dieses Dörrzeug aus dem humanistischen Herbarium ist bei Hans Carossa und in jeder Morgenandacht genauso gut zu haben.

Tatsächlich wird Strauß von der Welt bis zur *Frankfurter Rundschau* für etwas anderes gelobt, für die Reinheit der Sprache, die »frei von Klischees« sei, für die Präzision seiner Wahrnehmung, Loblieder, die in der Behauptung gipfeln, es sei in Paare, Passanten »kein Wort entbehrlich«.

Dieses hymnische Votum des Literaturbetriebs kann nur nachvollziehen, wer das von Strauß gedankenlos verwendete Ärmelschoner-Vokabular mit Wörtern wie »für gewöhnlich«, »nachgerade« oder »mitunter« den Sternstunden der Poesie zurechnet. Und wenn bei Strauß das Meer nicht anders als in Freddys Sehnsucht-Schlagern seine »Weise« singt oder ein Wille, statt plötzlich zu erlöschen, »mit eins getilgt« erscheint, dann wird es auch nicht gerade leichter zu verstehen, wo die Literaten hier »große deutsche Prosa« entdecken. Die Ex-und-hopp-Floskeln jedenfalls, mit denen Strauß mal das »Klima von neudeutscher, kleinbürgerlicher Schlüpfirigkeit«, mal Leute vom »deutsch-wohlgelaunten Schlag« abhakt, erinnern weniger an hohe deutsche Dichtkunst als an feuilletonistische Schnellgerichte.

Zugegeben, man darf die Bibel des deutschen Literaturbetriebs nicht gar so genau lesen, darf nicht etwa stutzig werden, wenn ein Autor, der allenthalben Beziehungslosigkeit, Einsamkeit und Vereinzelung diagnostiziert, dennoch so schreibt, als wären wir alle eine große Familie, und der also weiß, was »jeder von sich selbst kennt«, woran gewisse Filmszenen »jeden von uns erinnern« und was tief drinnen »in jedem von uns« verborgen ist.

Man darf dieses Buch nicht auf die Goldwaage legen und etwa die Winzigkeit für verräterisch halten, daß Strauß bei einem seiner Nachweise, ein präziser Beobachter des Alltäglichen zu sein, einen Rheinländer authentisch Dialekt sprechen läßt, indem er ihm das zwar durch Tegtmeier überregional bekannte, aber eben nicht im Rheinland, sondern im Ruhrpott beheimatete »Woll« in den Mund legt.

Zugegeben auch, daß man nicht weiter nachforschen darf, warum Strauß die »Phrase von der Identität« und das Wort »Beziehung« »nicht mehr hören« kann, die inhaltlichen Entsprechungen im Heino-Deutsch jedoch, wo Identität »geistige Heimat« oder »lebendige Gemeinschaft«, Beziehung »Bindung« heißt, dem Leser wie Hostien auf die Zunge legt. Wer in »Paare, Passanten« einem literarisch-philosophischen Meisterwerk begegnen will, der muß schon das paradoxe Kunststück fertigbringen, sich bei dem Inhalt dieses Meisterwerks nicht lange aufzuhalten.

Die Bereitschaft zu solch blinder Gefolgschaft weckt Botho Strauß dadurch, daß er seinen Lesern ständig suggeriert, an exklusiven Wahr- und Weisheiten teilzuhaben, die weder für wahr noch für weise, sondern womöglich für reine Hochstapelei zu halten vom Autor sogleich bestraft wird mit dem Ausschluß aus dem Orden der Wissenden, die im Falle des Unglaubens als »fette Autopfleger« oder »teilnahmslose Fernsehbürger« beim menschlichen Kropfzeug landen.

Wenn Strauß in gestrenger Pose Axiome aufstellt wie etwa dieses: »Ohne Dialektik denken wir auf Anhieb dümmer; aber es muß sein: ohne sie!«, dann bleibt zwar dunkel, warum wir ohne Dialektik auf Anhieb dümmer denken und aus welchem Grund wir gar unsere Dummheit kultivieren und auf Dialektik verzichten sollten, aber eben

diese dunkle Unbestimmtheit stellt den Leser vor die Wahl, sich entweder zu den Plattköpfen zu zählen, die für tiefe Philosophie zu doof sind, oder aber, das Unverständliche verstehend, zu Gefolgsleuten des Dichters zu werden. Ist man in seinen Geheimbund der erleuchteten Nachbeter eingetreten, wird man von Strauß geadelt und über die Nichtswürdigkeit derer erhoben, die nicht dazugehören und die es am besten gar nicht gäbe.

Während »wir Wenige«, wir Botho und Strauß, mit letzten Dingen wie der »Lage der Menschheit« ringen, erdreisten sich da draußen »jüngere Denker-Satiriker«, »unentwegt Nassforschtes« von sich zu geben, Leute, so »dämlich«, daß Strauß sie keines Blickes würdigt, weil »man keine eleganten Fechtübungen an Vogelscheuchen macht«. Was aber macht man dann mit diesen Vogelscheuchen? Arbeitslager? Steinbruch? Publikationsverbot? Man wird sehen, fest steht nur, daß sie verschwinden müssen; denn: »Solange kein Größerer das Sagen hat, wird uns dies freche Durcheinander unterhalten.« Solche herrisch vorgebrachten, aber leeren Botschaften können nur dann einen verführerischen Reiz ausüben, wenn man ihnen huldigt als einer willkommenen Gelegenheit, ihren Hohlraum mit Inhalten zu füllen, die im eigenen Namen auszusprechen man nicht wagt.

Wer im Kulturbetrieb, dessen Repräsentanten sich aufgeklärt, kritisch und immer noch irgendwie, irgendwo links gebärden, wer von ihnen würde schon auf eigene Rechnung bekennen, daß er von Aufklärung nun die Nase voll habe, man ihn mit Dialektik und linker Theorie verschonen möge, daß er im übrigen Demokratie und Gleichberechtigung für einen Anschlag auf die menschlichen »Rangordnungen« halte. Im Schutz der »großen deutschen Prosa« des Botho Strauß aber bejubelt allen voran Joachim

Kaiser, daß in Paare, Passanten »die Herrschaft des aufklärerischen, dialektischen, geist-soziologischen Denkens abgetan, beerdigt« werde. »Vorbei die kritische Theorie«, atmet Kaiser mit der Strauß-Lektüre erleichtert auf, um sich dann das freche Durcheinander der »linken Flügelstürmer« mit ihrem »dummen Eifer« vorzuknöpfen.

Wie anbetungswürdig dagegen Strauß, der nicht die bürgerliche Prestige- und Privilegienkultur attackiert, sondern »das Fundierte, Gebildete, gesittete Kluge« hochhält, daß im »herunterdemokratisierten formlosen Gesellschaftsbewußtsein« so auf den Hund gekommen ist, daß Strauß am Ende noch dem Verlust des »äußeren Zwangs« nachtrauert, jener vordemokratischen Zeit, als Bildung noch ein Synonym für Macht und Zweifelsfreiheit war. Wenn Kaiser den Strauß schließlich auch noch dafür lobt, daß er »keineswegs unberechtigt die Rangordnungen« wiederherstelle, »über die man eben noch so schön demokratisch gleichberechtigt hinaus zu sein meinte«, dann endlich begreift man auch, warum die Literaten ein Buch so emphatisch feiern, in dem doch nur der Muff von 1000 Jahren noch einmal ausgeschwitzt wird.

Denn in der von Strauß »keineswegs unberechtigt« wiederhergestellten Rangordnung kommt der Bildung und dem, der sie hat, wieder jene statuarisch-unantastbare Geltung zu, deren Verlust die Kultur-Kommandanten seit Jahren schon einzuklagen versuchen, vor allem gegen die Jugend, die auf ihr Kommando nicht hören mag. Der Kulturphilosoph gibt es ihnen schwarz auf weiß, daß die »geistige Heimat« derer, die um »die Doxa (das Gemeinte)« wissen und die nicht gewöhnliche nostalgische Gefühle, sondern »illud tempus« im Herzen tragen, bei Kanon-Größen wie Rilke liegt, nicht »in den geschredderten Formen der Gegenwartslyrik«, nicht im jungen deutschen Film,

der nur »Mangel an Wesen« dokumentiert, und schon gar nicht in der Negermusik, die aus den jugendlichen »Qua-drophenia-Hirnen« deutsches Kulturgut herausgeblasen hat.

Das hat die Jugend nun davon, daß sie »kein Gramm mehr von sich selber spürt«, aber so muß es ja enden, wenn man die Schauer und Wonnen der Bildungserlebnisse nie empfangen hat, von denen Strauß wie von gefährlichen Abenteuern kündigt, so ganz im alten Stil deutscher Gelehrter, die nie aus dem Bibliothekszimmer herausgekommen sind, aber dort im »Wagnis der Sprache« schweren Stürmen ausgesetzt waren. Nun hätte aber Botho Strauß nicht das Wunschkind eines Literaturbetriebs werden können, in dem man alles, nur nicht von gestern sein will, wenn er die Ladenhüter deutschen Kulturbewußtseins nicht präsentiert hätte als das geistige Eigentum kritischer Zeitgenossen, die Bescheid wissen, was in der Wirklichkeit läuft.

Punker und Leser der Tageszeitung, Schönheiten aus dem Bräunungscenter und die »Ferienbekanntschaft im Club Méditerranée« werden en passant erwähnt; Strauß greift tief in die Beziehungskiste von Paaren, den Film »Im Reich der Sinne« hat er gesehen und Adornos Minima Moralia, behauptet er jedenfalls, gelesen; bei Hausbesetzer-Demonstrationen hat er mal reingeschaut, auch den Protest gegen die Neutronenbombe verfolgt; überdies kann er einen »Dark Mind« von anderen Nerzen unterscheiden, und auch islamische Revolution und ökologische Katastrophe sind ihm geläufig.

Diese Verlautbarungen des Zeitgenossen sind freilich ebenso austauschbar, weil ohne Bindung an einen Zusammenhang oder eine spezifische Person, wie die gegenteiligen Äußerungen, in denen Strauß die »Gegenwarts-freaks«, »die Menschen der Stunde« oder die »Medien-

masse« abtut als »Gewalt der Belanglosigkeit«. Wenn Strauß sich etwa von der liberalisierten Sexualität tief gelangweilt zeigt, weil sie »chaoslos und angstfrei« sei, dann ist das mitnichten die Ansicht eines nach Umsturz dürstenden Kopfes. Auch da spricht nur der akkurate Buchhalter gegenwärtiger und vergangener intellektueller Moden, der in seiner Zettelkasten-Boutique eben auch psychoanalytische Quintessenzen von Wilhelm Reich und David Cooper vorrätig hat.

Kaum aber wechselt das Stichwort, da konvertiert der Karteikarten-Chaot schon wieder zur Gegenpartei des geistigen Ordnungsdienstes und verkündet: »Kaum bedarf die Literatur jetzt der Kräfte des Chaos.«

Diese Kulturphilosophie, die einfach darin besteht, daß Strauß mit derselben Unumstößlichkeit widerruft, was er gerade verkündet hat, daß er jeder Mode nachläuft, um sie anschließend als Mode zu denunzieren und sich mit seherischer Gebärde aufs Große und »Ganze, wie es wirklich ist auf der Welt« zurückzuziehen, diese Philosophie ist genau das Evangelium, das der Literaturbetrieb deshalb so inbrünstig nachbetet, weil es den Opportunismus der Saison-Denker, die noch in jeder Tendenzwende mit kritischem Bewußtsein sich mitgewendet haben, zur höheren Vernunft nonkonformer Intellektueller erklärt.

1982

Im Schatten der Trommel

Über das politische Engagement des Schriftstellers Günter Grass

Die Geschichte ist schon über zwanzig Jahre alt, doch sie hätte sich ebenso gestern ereignen können, denn die Hauptfigur hat sich kein Jota verändert. Während des Bundestagswahlkampfes 1965 hatten die Gegner des Schriftstellers und SPD-Stimmenwerbers Günter Grass einen Brandanschlag auf seine Berliner Wohnung verübt und eine verrußte Haustür hinterlassen. Als die SPD die Wahl verloren hatte, erkannte Grass noch am selben Abend als Grund für den CDU-Sieg, daß der mit hinterhältigen Methoden der Brandstiftung errungen worden war. Für die machte er den siegreichen Kanzler Ludwig Erhard vor laufenden Fernsehkameras moralisch verantwortlich. »Um ein Haar«, spöttelte damals der *Spiegel*, »hätte Grass seine angekockelte Haustür mit dem Reichstagsbrand von 1933 verglichen.«

Seit dem Erfolg seines 1959 erschienenen Romans »Die Blechtrommel«, der inzwischen eine Weltauflage von vier Millionen erreicht hat, neigt Günter Grass dazu, jedes Goethe-Institut, das ihn einlädt, mit dem Weißen Haus zu verwechseln und bei öffentlichen Auftritten wie sein Kollege im Vatikan *urbi et orbi* zu sprechen. Mit der Rolle des Schriftstellers mochte sich Grass nach seinem »Blechtrommel«-Ruhm nicht länger bescheiden.

1965 zog er zum ersten Mal für die Sozialdemokraten in den Wahlkampf, redete in Stadthallen und Bürgerkellern, wo Mikrofone, Fernsehkameras und Journalisten mit gezückten Notizblöcken schon auf das Fabelwesen warteten, als das ein Schriftsteller, der sich nicht nur mit der Feder in die Politik einmischte, in jenen Jahren noch galt. Grass wetterte gegen Strauß und die Notstandsgesetze, gegen den Abtreibungsparagrafen und den »autoritären Klerikalismus«, und wofür oder wogegen er im Namen der SPD plädierte, allemal beanspruchte er, der einzig wahrhaft engagierte Schriftsteller im Land zu sein.

Kollegen, die sich nicht für die SPD schlagen mochten, schwärzte Grass bei der obersten Instanz für politische Moral an. Die oberste Instanz war, versteht sich, Grass persönlich. »Wo«, rempelte er beispielsweise Alfred Andersch an, »wo hat Ihre beredte Entrüstung die Milch der Reaktionäre gesäuert?« »Wo«, zitierte er Heinrich Böll vor seinen Richterstuhl, »hat Ihr hoher moralischer Anspruch die bigotten Christen erbleichen lassen?« Finster erklärte Grass die Kollegen für »abgewählt«, sie seien, schwor er ihnen, »fortan ohne Mandat«.

Wie sehr das politische Engagement des Günter Grass vor allem dem Zweck diene, sich in den Lebensfragen der Nation als der allein zuständige Boss zu behaupten, zeigte sich spätestens, als Rudi Dutschke ihm die Schau zu stehen drohte. Statt sich zu solidarisieren, kanzelte der Springer-Gegner Grass den Springer-Gegner Dutschke ab, indem er ihn kurzerhand zum gelehrigen Schüler Axel Springers umfunktionierte. »Den missionierenden Fanatismus des Axel Springer«, verteidigte Grass seine Alleinherrschaft in Sachen Springer-Protest, »übertönt fanatisch missionierend Rudi Dutschke.«

Wer, wie Grass, sich selbst als einzig gültigen Maßstab

intronisiert hat, der kann es sich leisten, von der deutschen Teilung bis zum Tempolimit, von der Volkszählung bis zum Hunger in der Welt überall mitzureden. Grass hat gesprochen, das muß genügen.

Da wundert es nicht weiter, daß Grass heute die parlamentarische Demokratie dem realen Sozialismus vorzieht und morgen keinen Unterschied zwischen Kapitalismus und Kommunismus zu entdecken vermag; da ist es nur normal, wenn derselbe Grass, der in der »Bestätigung herrschender Verhältnisse nicht (seine) Aufgabe« sieht, gleichwohl nicht »im Neinsagerlager« vermutet werden möchte. Fast schon verständlich, wenn Raketen-Gegner Grass »keine Schwierigkeiten« hat, den Nato-Doppelbeschluß-Kanzler »Helmut Schmidt zu loben« oder sich vor Manès Sperber, den Friedenspreisträger des deutschen Buchhandels, zu stellen, der 1983 eine atomare Supermacht Europa – »Wir müssen leider selbst gefährlich werden« – gefordert hatte.

»I have no Weltanschauung«, gestand Grass vor Jahren dem amerikanischen Magazin *Time*. Wozu auch? Die Weltanschauung ist er ja selber. Gestützt auf seinen »Blechtrommel«-Ruhm und beherrscht von der »manchmal schon beängstigenden Lust am Dabeisein« (*Spiegel*), entwickelte sich Grass zum Staatsoberhaupt der Staatsoberhäupter in aller Welt. Er begnügte sich nicht mehr damit, den SPD-Trommler zu machen, bei Kirchentagen aufzutreten, dem deutschen Volk die Mondlandung zu kommentieren, sondern begann, in den Medien ein rotes Telefon zu installieren, das ihn global mit den Herrschaftssitzen verband. Den ČSSR-Staatspräsidenten Novotny forderte Grass auf, gefälligst »Gedankenfreiheit« zu geben, den Kanzler Erhard herrschte er an: »Treten Sie bitte zurück!«, vom polnischen General Jaruzelski verlangte er die

Aufhebung des Kriegsrechts, von US-Präsidenten Reagan die Änderung der amerikanischen Nicaragua-Politik.

Weil der Privatstaatsmann Grass mit seinen Protestnoten an die öffentlichen Staatsmänner eine Ebenbürtigkeit vortäuscht, die an den realen Machtverhältnissen vorbeigeht, können auch die ehrenwertesten Aufrufe an Politiker in Ost und West nicht verleugnen, daß sie in Wahrheit Grußadressen von Staatsmann zu Staatsmann sind.

Kein Wunder daher, daß Grass auch als Bundesprüfstelle für staatliche Würdenträger fungiert. Als Walter Scheel Bundespräsident wurde, fühlte sich Grass aufgerufen, mitzuteilen, Scheel sei für dieses Amt »nicht geeignet«. Eben- sowenig konnte der angehende Außenminister Genscher die Eignungsprüfstelle bestehen. Hans-Dietrich Genscher, ließ Grass wissen, habe alle möglichen Talente, »nur nicht das zum Außenminister«.

Unberührt von Gefühlen der Ohnmacht, rückt Grass gegen Politiker, gegen Atomwaffen, gegen den Afghanistan-Krieg aus, als wären die Probleme und Konflikte dieser Welt allein dazu da, von ihm ausgeschimpft und so zur Kapitulation gezwungen zu werden. Als könnte der Wald nur überleben, wenn Grass ihn öffentlich auffordert, nicht zu sterben; als könnte der Hunger nicht besiegt werden, ehe Grass nicht geäußert hat, die Menschheit müsse den Hunger besiegen.

Daß er zwischen US-Raketendepots in Mutlangen, zwischen Managua zur Begutachtung der sandinistischen Revolution, zwischen Abend- und Morgenmagazinen ständig unterwegs ist, um den drohenden Einsturz des Weltgebäudes zu verhindern, all diese Aktivitäten von der Patenschaft für besetzte Häuser über den Aufruf zur Wehrdienstverweigerung bis zur Stiftung des Alfred-Döblin-Preises entfaltet Grass nicht aus reinem Privatvergnügen. Grass

handelt stets im Auftrag der Geschichte. »Meine politische Aktivität«, erklärt er, »ist die Konsequenz aus dem jahrhundertelangen Versagen breiter Bürgerschichten.« Wer sich jahraus, jahrein als Vorsitzender der Weltprobleme gebärdet, der wird auch als Schriftsteller nicht plötzlich zu den gemeinen Menschen zurückkehren und sich in Allerweltsproblemen einrichten.

So geht es auch im neuen Grass-Buch um die Fragen aller Fragen: Hat die Menschheit eine Zukunft? Ein Thema, das Grass so packend gestaltet wie den Titel seines Werkes, der zum Ohr nicht rein und zum Mund nicht raus will: »Die Rätin«.

Der Ich-Erzähler hat sich zum Dialogpartner das Symboltier der Überlebensfähigkeit zu Weihnachten schenken lassen und anschließend in seinen Träumen beherbergt, um mit ihr in einen Disput über die Zukunftschancen des Menschengeschlechts einzutreten. Da geht es nun zwischen dem Rattenfan und der Rätin hin und her wie bei den Kolloquien in Loccum oder Tutzing. Sagt die Rätin, die, wie Grass, stets die ganze Menschheit im Auge hat, es sei aus mit der Menschheit, »gewesen seid ihr, erinnert als Wahn«, so hält der Ich-Erzähler dagegen: »Nein, Rätin, nein! Immer noch sind wir zahlreich.«

Doch die Rätin meldet ständig neu den Konkurs der menschlichen Geschichte an, mit dem Ergebnis, daß der Leser sich bald nach frischer Luft oder einem guten Western sehnt. Die »stinkenden Flüsse«, die »nur noch schwer atmenden Meere«, die »ins Grundwasser suppenden Gifte«, die ganze Umweltmisere droht sie an, aufzuzählen – vom »Schwund der Moore« bis zum »Zuwachs der Wüsten« –, während der Ich-Erzähler, anders als der Leser, nicht müde wird, sich zur Hoffnung aufzurufen, um dann zu beten: »Vielleicht begreifen wir Menschen

endlich, so kurz vor Ultimo, daß wir aus Schaden klug und viel bescheidener werden müssen.«

So leitartikeln und sonntagsreden die Rätin und ihr Meister um die Wette, daß einem ganz schwindlig wird vor papierner Menschenleere und von Verlautbarungsdeutsch ausgedörtem Leben. Personen, Themen und Probleme sind Grass nur mehr dazu da, sie beim Namen zu nennen und abzustempeln.

Der Bundeskanzler? »Bieder und von trauriger Gestalt, schiebt einen Keil Buttercremetorte in sich hinein.« Die beiden deutschen Staaten? »Selber verschreckt, verschrecken sie andere.« Die Hoffnung? Eine »Dauerläuferin«. Die fünfziger Jahre? »Sitzgarnituren gegen Ratenzahlungen«, und »unentwegt sank bei Capri die Sonne«.

Hier lebt nichts, hier ist nichts aus Fleisch und Blut, weil auch der Ich-Erzähler kein Mensch mit Haut und Haaren ist, sondern nur der Absender von Verlautbarungen. GGs. Gelegentlich scheint Grass selber gemerkt zu haben, daß es seinem Buch an menschlicher Wahrnehmung mangelt. Als er versucht, Frauen zu beschreiben, die auf einem umgebauten Ewer die Quallenvermehrung in der Ostsee erforschen, macht er aus seiner Not eine Tugend: »Keine der Frauen will ähnlich sein. Sie weigern sich auszusehen. Deshalb ist es mir verboten, Profile zu zeichnen.«

Was ihm an Sinn für menschliche Züge abgeht, das versucht Grass wettzumachen durch einen kuriosen Eifer, sich auf der Höhe der Zeit zu präsentieren. Von der Neutronenbombe bis zur Ausländerfrage, vom Orwell-Jahr und der »Täuschersprache« bis zum Gipfeltreffen der Großmächte, vom Butterberg über den Dollarkurs bis zur Volkszählung kommt in der »Rätin« so ziemlich alles vor, was in den letzten Jahren in der Zeitung stand, eingeschlossen die Meldung über den allgegenwärtigen Grass:

»In Mutlangen, Heilbronn und anderswo war ich dabei.« Bei solch geballter Zeitgenossenschaft durfte natürlich »Dallas« nicht fehlen, und so werden denn an einer Stelle des Buches Leute »gruppiert, als wollte eine Großfamilie, weil Dienstag ist, »Dallas« sehen«.

Stärker noch als den Zeitgenossen Grass rückt Grass in der »Rättin« den bedeutenden Schriftsteller Grass in den Mittelpunkt, indem er ständig die ruhmreiche literarische Vergangenheit in die Gegenwart des neuen Buches zu retten versucht.

Da muß Oskar Matzerath, »unser Herr Matzerath« aus der »Blechtrommel«, jetzt 60 geworden und groß im Video-Geschäft, zum 107. Geburtstag der »Blechtrommel«-Großmutter Anna Koljaiczek, der mit den vielen Röcken übereinander, reisen, und die große Frage ist: »Ob sie noch immer vier Röcke übereinander?« Da wird noch einmal die bewährte kaschubische Kost aus Griebenschmalz und Schweinskopfsülze aufgewärmt. Das Erscheinen der polnischen Ausgabe der »Blechtrommel« bleibt so wenig unerwähnt wie der »Blechtrommel«-Film. Die Frauen auf ihrem Forschungsschiff in der Ostsee läßt Grass gedenkend innehalten: »Hier etwa haben wir den Butt gefangen.« Und Oskar Matzerath hat zu Hause »gläserne Scherben« als ewiges Andenken an die Zeit aufbewahrt, da er in der »Blechtrommel« Glas zersang.

Aber während man so liest, wie Grass in der »Rättin« versucht, die alten Tage seines kometenhaften Aufstiegs wiederzubeleben, verliert er doch etwas von seiner unnahbaren Überlebensgröße und wirkt fast so menschlich wie Marika Röck.

1986